

einer Dauerkrise: Zahlreiche Menschen lebten dort auf engstem Raum und in unvorstellbarem Schmutz zusammen (*Stark* errechnet exemplarisch für die Stadt Antiochia eine Bevölkerungsdichte von 482 Einwohner pro Hektar). Die Integration der städtischen Gemeinschaft war aufgrund der enormen ethnischen und religiösen Heterogenität permanent gefährdet, die Kriminalitätsrate war hoch und nicht selten brachen Konflikte aus. Die Schwäche des Heidentums bestand nun *Stark* zufolge darin, daß es keine sozialen Bindungen zu stiften vermochte und deswegen praktisch folgenlos blieb. *Stark* erklärt dies damit, daß die heidnischen Kulte den Charakter nichtexklusiver Klientenkulte hatten: Die Gläubigen hätten je individuell die Dienstleistungen der Priester angefordert, so daß keine Vergemeinschaftung zwischen ihnen entstehen konnte. Zudem habe die Nichtexklusivität bedingt, daß die Gläubigen nicht alles auf eine Karte setzten, sondern – um das Risiko einer religiösen „Fehlinvestition“ zu mindern – sich an möglichst viele Götter wandten, die in der Folge mehr und mehr an Bedeutung verloren. Im Gegensatz dazu war das Christentum in der Lage, neue soziale Bindungen zu stiften, zu praktischem Handeln zu motivieren und, vermittelt darüber, das städtische Leben auf eine neue Basis zu stellen.

Das Christentum hat sich schließlich durchgesetzt, ist zur Staatsreligion im Römischen Reich geworden (für *Stark* ist die Anerkennung als Staatsreligion durch Kaiser Konstantin nicht Voraussetzung, sondern Folge seines Erfolges), obwohl die Politik Roms gegen das Christentum gerichtet war. Das Ausmaß der Christenverfolgung dürfe allerdings nicht überschätzt werden. Ihre Erfolglosigkeit erkläre sich daraus, daß sie auf der Prämisse durchgeführt wurde, die christliche Bewegung sei vergleichbar mit oppositionellen politischen Bewegungen, derer man Herr werden kann, indem man gegen ihre Führung vorgeht.

Die christliche Bewegung sei aber von ihrer Führung relativ unabhängig gewesen. Zudem sei durch die Märtyrer das Christentum gestärkt worden, das insbesondere in den sechziger Jahren n. Chr., als sich weder die Hoffnung auf die Parusie Jesu erfüllte noch große Missionserfolge zu erkennen waren, in eine Glaubwürdigkeitskrise geriet. Durch das Martyrium der drei damals prominentesten Führer des Christentums – Jakobus, Petrus und Paulus – sei diese Krise schließlich überwunden worden.

Johannes Twardella

Helwig Schmidt-Glintzer, China. Vielvölkerreich und Einheitsstaat. Von den Anfängen bis heute, Verlag C. H. Beck, München 1997, 312 S.

Helwig Schmidt-Glintzers Buch befaßt sich mit einer Frage, die keineswegs wissenschaftlich abschließend geklärt ist: Wie das Vielvölkerreich China als Einheitsstaat entstanden ist und wie dieser sich konsolidiert hat. Nicht die Geschichte einzelner Völkerschaften soll präsentiert, sondern vielmehr beschrieben werden, wie sich die Idee des Einheitsstaates trotz periodischen Zerfalls immer wieder durchsetzte, in welcher Weise sich eine chinesische Identität herausbildete und wie diese sich über Zeit und Raum hinweg verfestigte. Die Darstellung der „Dynamik der Ausdehnung Chinas“, der Sjinisierungszweck des ostasiatischen Festlandes ist sein Ziel, ein Anspruch, der über das rein Historische weit hinausreicht. Daß die Vorbereitung zu diesem Buch gerade im geschichtsträchtigen Jahr 1989 begann, dem Jahr also, das durch die Niederschlagung der damaligen städtischen Protestbewegung und zahlreiche Nationalitätenkonflikte (Tibet, Xinjiang, Muslime) gekennzeichnet war, legt die Vermutung nahe, daß *Schmidt-Glintzer*

China historisch neu zu reflektieren versuchte.

Die Themen Vielvölkerstaat und Einheitsstaat werden in China in gewisser Weise als sensitives Problem empfunden. In der chinesischen Historiographie überwiegt die Vorstellung von einem früh entstandenen und historisch gewachsenen Einheitsstaat, in dem zahlreiche Völker unter Führung der Han-Chinesen weitgehend friedfertig und kooperativ zusammenlebten und sich zu einer „Nationalitätenfamilie“ entwickelten. Zwar zerfiel der Einheitsstaat immer wieder, aber der Anspruch auf Einheit wurde nie aufgegeben und zeigte sich in neuerer Zeit an Fragen wie der Zugehörigkeit Tibets oder Taiwans zu China.

Schmidt-Glintzer weist nun nach, daß dieser historische Prozeß keineswegs in Form friedlicher Kolonisation erfolgte, wie so häufig von chinesischen Historikern postuliert wird, sondern Ergebnis von „Expansionsstößen“ war. Gleichwohl ging es nicht um Vernichtung der anderen Völker, sondern um die kulturelle Assimilierung: „Triumph einer Kultur über die Geographie“, wie der Verfasser meint. Die „Reichsidee“ war keineswegs nur Machtpolitik, sondern wesentlich moralisch-kulturell definiert, ein Faktor, der bis heute in der „Nationalitätenpolitik“ der KPCh fortwirkt.

Im ersten von sieben Kapiteln relativiert *Schmidt-Glintzer* die Vorstellung von einem einheitlichen Gebilde. China müsse vielmehr in seiner zeitlichen und räumlichen Vielfältigkeit gedacht werden, etwa so, wie es der amerikanische Politikwissenschaftler Lucian Pye einmal formuliert hat, China, das sei nicht einfach ein Staat unter vielen. Es sei vielmehr eine Zivilisation, die vorgebe, ein Staat zu sein. Das China von heute sei so, als ob das Europa des Römischen Reiches und das von Karl dem Großen bis heute fortbeständen und versuchten, als einzelner Nationalstaat zu fungieren.

Allerdings gibt der Verf. in seinem ersten Kapitel diesem Zitat eine historische Dimension: das der Reichsidee und Reichseinheit in seiner komplexen Vielfalt. China definiere sich administrativ, nicht aber kulturell – ein Moment das sich, bis in die Gegenwart hinein behauptet hat.

Das zweite Kapitel zeichnet die Entwicklung zum Einheitsstaat nach. Das Stichwort „Triumph des Menschen über die Geographie“ weist im Prinzip schon auf die Dimensionen des Reiches hin.

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit Grenzkonflikten und dem Zerfall der Zentralgewalt, der vierte mit der Weltfremdheit der Tang-Zeit, in der Geistesströmungen einfließen und einfließen sollten und zur allgemeinen Blüte beitrugen. Diese Periode wurde abgelöst von einer Zeit des inneren Zerfalls und der Bedrohung durch „Randvölker“. Die mongolische Yuan-Herrschaft, die ihr folgende Ming-Zeit und die nachfolgende mandchurische Qing-Dynastie (fünftes Kapitel) weisen bereits auf die Wechselhaftigkeit hin, auch wenn sich diese Wechselhaftigkeit letztlich innerhalb eines Einheitsstaates vollzog. Die Bedrohung durch westliche Mächte setzte neue Akzente, weil nunmehr die Idee des Einheitsstaates und seine kulturellen und politischen Grundlagen grundsätzlich in Frage gestellt wurden.

Ende des letzten Jahrhunderts setzte zugleich ein Nationalismuskurs ein, der nationale Unabhängigkeit und Wiederherstellung des Einheitsstaates zum Ziel hatte. Die Konstituierung als „Nationalstaat“ und weniger als Reich verlangte auch eine Neubewertung des Beziehungsgefüges zu den „Randvölkern“. Nation-building erschien vorrangig. Ob Kang Youweis Utopie von der Großen Gemeinschaft oder die Vereinheitlichung von Sprache und Schrift: im Prinzip steht beides für das Bemühen um Schaffung eines modernen Einheitsstaates.

Dieses Bemühen setzte sich in der Politik der Kommunistischen Partei fort, die sich als Repräsentantin dieser nationalen Zielsetzung verstand und versteht und alle Partikularinteressen diesem Nationsgedanken unterordnete – notfalls auch mit Gewalt, wie am Beispiel Tibet demonstriert wurde. In seinem abschließenden Epilog kommt *Schmidt-Glintzer* zu dem Schluß, daß China trotz regionaler und einzelner ethnischer Konflikte im Vergleich zu anderen „Reichen“ gleichwohl als relativ stabil anzusehen sei.

Schmidt-Glintzer hat kein gewöhnliches Geschichtsbuch geschrieben, auch wenn es sich streckenweise so liest. Anknüpfend an Gedanken der beiden großen Sinologen Wolfram Eberhard und Herbert Franke entwirft er eine Genese des Einheitsstaates, die zweifellos zum Verständnis auch der heutigen ethnischen und regionalen Gemengelage beiträgt. Gleichwohl darf dieser Nationsgedanke nicht mit dem europäischen gleichgesetzt werden. Das chinesische „Territorialprinzip“ (alle Völker auf dem Territorium Chinas sind Chinesen, d. h. Zhongguoren) unterscheidet sich grundsätzlich von dem europäischen Nationalprinzip, demzufolge eine Nation einen Staat bildet.

Schmidt-Glintzer schneidet eine Vielfalt von Fragen an; letzte Erklärungen liefert er nicht, will er auch nicht liefern. Von daher bedürfte es zur Vertiefung der Problematik der Aufarbeitung einer Vielzahl von Fragen sowie weiterer Differenzierung.

Aus *Schmidt-Glintzers* Darlegungen entsteht partiell der Eindruck einer dichotomischen Gegenüberstellung von Han-Chinesen und Nicht-Han Völkern. Die letzteren bilden keine Einheit, sondern einen Flickenteppich differenzierter Ethnien. Einheitsstaat und Vielvölkerreich sind aber nicht zu verstehen ohne Rekurs auf diese Differenziertheit, auf das Beziehungsgefüge und die wechselseitige Beeinflussung zwischen den

Nicht-Han-Völkern selbst. Und hier bestehen erhebliche Forschungslücken.

Wichtig erscheint mir ferner das Moment wechselseitiger Perzeption. Hier finden sich – wie *Schmidt-Glintzer* demonstriert, Momente des Wandels und Momente der Beharrung. Konfuzianische Ideen und marxistisch-leninistisches Gedankengut konnten hier durchaus eine Symbiose eingehen, etwa was die Hierarchisierung der einzelnen Völker durch die Han anbelangt (vgl. etwa die Vorstellung unterschiedlicher Entwicklungsstadien nach dem Stalinschen Modell, wobei dem chinesischen Muster zufolge die Han die herausragende Nationalität darstellen, der alle anderen Völker nachzueifern hätten). Dieser Hierarchisierungsgedanke sowie die oben erwähnte Vorstellung einer „Familie“ aller Nationalitäten (worin wiederum das Hierarchisierungsmoment auftaucht, gelten doch in der traditionellen chinesischen Familienvorstellung keine zwei Personen als gleich) bilden m. E. wichtige Pfeiler für einseitige „Nationalitätenpolitik“ und ethnische Konfliktkonstellationen.

Zu kurz kommen in dem Buch die politische Kultur ethnischer Perzeption und die darauf basierende Politik. Die Notwendigkeit einer Verwerfung des Hierarchisierungsgedankens und die Durchsetzung einer Gleichheitsvorstellung durch eine künftige chinesische Regierung und der gesellschaftliche Diskurs darüber erscheinen mir als zentrale Punkte für die künftige Gestaltung des Einheitsstaates und seinen Fortbestand.

Schwächster Punkt des Buches ist allerdings die Darstellung der Gegenwart. Man liest zwar aus dem Text das Bemühen des Verfassers nach Aktualität herab; aber dies ist nicht die Domäne des Autors. Er erweist sich allein als glänzender Historiker. Von Titel und Einleitung her hätte der gegenwartsinteressierte Leser weitaus mehr erwarten dürfen (vgl. etwa den Klappentext auf der Rückseite).

Doch trotz dieser kritischen Anmerkungen handelt es sich um eine grundlegende Bestandsaufnahme, die erklärt, Verständnishilfen gibt und vor allem auch anregt zur vertiefenden Beschäftigung mit den beiden Aspekten Vielvölkerreich und Einheitsstaat in Geschichte und Gegenwart.

Thomas Heberer

Gordon A. Craig, Geschichte Europas 1815–1980. Vom Wiener Kongreß bis zur Gegenwart, 2. Aufl., C. H. Beck, München 1995, 706 S.

Gordon A. Craig ist ein berühmter und viel zitierter Autor, und seine aus dem Anfang der siebziger Jahre stammende „Geschichte Europas“ ist bei ihrem ersten Erscheinen ausführlich gewürdigt worden. Daß sie vom Verlag noch immer angeboten wird, zeigt unter anderem, daß sie nach wie vor die Bedürfnisse eines breiteren, auch akademischen Publikums befriedigt, obwohl sich doch die nachwachsenden Historiker anstrengen, neue Perspektiven zu offerieren und ihre eigenen Produkte als die besseren anzupreisen.

Die Neuauflage in einem Kontext fortentwickelter europäischer Historiographie macht noch einmal die Vorzüge dieser sehr geschlossenen Darstellung deutlich, zeigt aber auch, daß der darin enthaltene Kanon an Politik-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte inzwischen wesentlich erweitert wurde. Weder dem Agieren der großen Männer, noch der Wirkung harter Strukturen in die Lebenswelten der Menschen hinein wird heute ohne weiteres Bedeutung zugeschrieben. An die Stelle der Synthesen ist damit Zertrümmerung der Gewißheiten, methodisches *bricolage* und die Erweiterung der Gegenstände auf die „banalen Dinge“ (so zuletzt der Titel einer Konsumgeschichte aus der Feder von Daniel Roche) wie Kleidung, Kon-

sum, Sitten, Kommunikation usw. getreten. Damit ist das Zeitalter der vielbändigen „Blumensträuße“ zur europäischen Geschichte angebrochen, von denen *Craigs* Darstellung sich deutlich abhebt. Der historisch interessierte Leser wird gerade deshalb eine solche europäische Geschichte immer wieder heranziehen, weil sie eine rasche Orientierung gestattet. Sie wird so auch für die Studierenden ein wichtiges Instrument bleiben, um in die komplexe Geschichte unseres Kontinents, der für *Craig* Ost- und Westeuropa einschließt und in deren konfliktreicher Verschränkung seine besondere Prägung hat, einzudringen. Indem der Verfasser seine Werturteile über „fortschrittlich“ und „reaktionär“ bei politischen Bewegungen oder über „erfreulich“ und „unerfreulich“ bei Kunstwerken als subjektiv kennzeichnet, laden sie zum Nachdenken über eigene Maßstäbe ein. Es werden aber auch die Grenzen solcher Bücher, in deren literarischer Durchgestaltung der Verfasser nicht seinen geringsten Ehrgeiz setzt, deutlich sichtbar. Die Spezialforschung ist der Rezeptionsfähigkeit des Einzelnen auf so vielen Gebieten heute davongeeilt, daß abwägend vergleichende Aussagen zur Entwicklung in den verschiedenen Regionen (und nicht nur Nationalstaaten!) wohl nur noch zu treffen sind, wenn sich eine europäische Geschichte auf die kollektiven Anstrengungen einer größeren Institution oder akademischen Schule stützt. Möglicherweise führt der Pfad von den historiographischen Glanzleistungen einzelner Historiker zu diesem, dem Zeitalter der dichten Kommunikation eher angemessenen gemeinsamen Werk durch eine Phase der historiographischen Essayistik.

Mathias Middell